

bezahlte bzw. berufsfremde Teilzeitarbeit). Soziale Kindereinrichtungen und andere Maßnahmen ermöglichten den Frauen die Verbindung von Familie und Beruf, dennoch darf auch hier die Kehrseite dieses Stückes Eigenständigkeit nicht vergessen werden: gefragt war staatlicherseits die dringend benötigte Arbeitskraft der Frau – nicht ihre Würde und erst recht nicht die der Kinder. Inzwischen sind mehr als die Hälfte der Arbeitslosen Frauen.

Partnerschaft und Gleichwertigkeit als Frau zu erfahren, sind auch in unserem kirchlichen Raum selten möglich. Ich muß noch weit fahren, um eine Eucharistiefeier zu erleben, in der ich mich auch als Frau angesprochen fühle: wo vor der Lesung nicht nur die Brüder angesprochen und nicht nur diese in Liedern zum Loben und Wohlgemutsein aufgefordert werden, wo im Altarraum Frauen und Männer, Mädchen und Jungen gemeinsam mit dem Priester den Gottesdienst mitgestalten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß unser Einsatz und unsere Dienste gefragt sind – ehrenamtlich natürlich. Nichts gegen das notwendige Ehrenamt – wenn es nur den Wert und die Ehre behält, die in seinem Namen liegen. – Jahrelang bemühten sich Seelsorgehelferinnen vergeblich um eine Änderung ihrer leicht diskriminierenden Berufsbezeichnung. Der Anschluß macht's möglich: jetzt dürfen sie sich Gemeindereferentinnen nennen. Ich wünsche mir sehr, daß sich in unserer Kirche zuinnerst Wende vollzieht, damit Frauen und Männer gleichermaßen und partnerschaftlich die befreiende Botschaft des Evangeliums glaubwürdig verkünden und erfahren können. Ich wünsche mir sehr, daß wir im Land der Reformation, in Sachsen, nicht nur eine Ökumene m. b. H. (mit beschränkter Haftung, wie es ein Priester treffend ironisch formulierte) leben, sondern mit aller Aufgeschlossenheit unsere vielen Gemeinsamkeiten.

Eva Petrik

Rückblickend auf etwa sechs Lebensjahrzehnte kann ich feststellen, daß ich

– nach außen hin einen sehr „alltäglichen“ Lebenslauf in sehr herkömmlicher Reihenfolge (Schule, Universitätsstudium, Beruf, Heirat, Kindererziehung, Wiedereinstieg in Beruf und kirchliches und politisches Engagement, baldige Pensionierung) aufweise,

– andererseits aber, eher unkonventionell und etwas verrückt, in maximal Zehnjahresabständen immer wieder Neues begonnen habe.

Die Erfahrungen dieser Lebensweise sind solche, die Frauen heute vielfach machen:

– Eingespant in den Rahmen tradierter Konventionen machen wir uns auf die Suche nach eigener Identität und auf den Weg individueller Lebensgestaltung. Daß wir den Rahmen dabei manchmal sprengen, schockiert – vor allem Männer. Für die Gesellschaft ist dieser Schock heilsam.

– Für steten Neubeginn offensein braucht Flexibilität und hält lebendig. Diese wache Lebendigkeit von Frauen bricht versteinerte (männliche?) Strukturen auf und wirkt gesellschaftsverändernd.

Nicht nur hintereinander im Leben habe ich Verschiedenes getan, sondern notgedrungen auch *zugleich*. Dabei ertappte ich mich nicht selten bei einem (oft übertriebenen) Perfektionismus, fast immer mit schlechtem Gewissen: etwas nicht gut genug zu machen, etwas anderes dabei zu vernachlässigen (die Kinder wegen des Berufs oder umgekehrt, Kinder und Beruf wegen des ehrenamtlichen Engagements oder umgekehrt . . .), nicht Sicherheit, Optimismus und Fröhlichkeit auszustrahlen . . .

Der Perfektionismus von Frauen entspricht der wiederholten Erfahrung, daß sie, wenn sie das gleiche wie Männer erreichen wollen, doppelt so gut (verlässlich, fleißig, gebildet) sein müssen;

das schlechte Gewissen einer immer noch verbreiteten Mädchenerziehung (es allen anderen „recht“ zu machen) und der immer noch zu großen Akzeptanz einer Doppel- und Dreifachbelastung, nicht nur durch die Männer, sondern auch durch die Frauen selbst. (So allerdings wird sich die Situation kaum ändern!)

Um *partnerschaftliche Anerkennung* mußte ich in meiner Ehe nie kämpfen. Das ist sehr untypisch, überhaupt wenn man bedenkt, daß unsere Ehe vor fast 34 Jahren geschlossen wurde. Kämpfen mußten wir beide damals allerdings um Anerkennung und Verständnis für unsere partnerschaftliche Lebensform in unserer mitmenschlichen Umgebung. Da hat sich bis heute viel geändert.

Weniger geändert hat sich diesbezüglich in den gesellschaftlichen *Strukturen*. Wohl ändern zunehmend einzelne Männer – auch solche, die in Wirtschaft, Politik und Kirche einflußreich sind – ihre Einstellung zu Frauenkarriere und Karrierefrauen und werden partnerschaftlicher in ihren Einstellungen; auf die Strukturen hat dies aber meiner Erfahrung nach noch keinen entscheidenden Einfluß – und dies fast unabhängig davon, ob Benachteiligungen aus Amts- oder Berufsverständnis a priori gegeben sind (wie bei den Weiheämtern in der katholischen Kirche oder im Selbstverständnis der Wiener Philharmoniker) oder ob sie sich in der Praxis ergeben, weil immer dort, wo Frauen neue Positionen erlangen, Männer solche abgeben müssen (Quotenregelungen in politischen Gremien oder hierarchische Stufenleitern für innerbetriebliche Karrieren sind Beispiele).

Ich selbst hatte in solchen Situationen weniger das Problem der Benachteiligung als viele Geschlechtsgenossinnen, sondern eher das der „Parade- oder Alibifrau“.

Sowohl bei meinem kirchlichen Engagement wie auch in meiner politischen Tätigkeit wurde ich oft in Positionen gewählt oder bestellt, wobei ich nicht genau wußte: habe ich das meiner Qualifikation oder meinem Geschlecht zu verdanken. Oder noch schlimmer: Manchmal war sicher: in erster Linie muß es eine Frau sein. Und ich selbst hatte erst im nachhinein durch die Art, wie ich Positionen nützte, zu beweisen, daß menschliche und fachliche Qualifikation doch das Wesentliche ist.

Ich halte „Paradefrauen“ deshalb für gefährlich, weil sie, anstatt Frauen Wege zu öffnen, Männern falsche Rechtfertigungen verschaffen.

Am Ziel werden wir erst sein – in Kirche, Politik, Gesellschaft –, wenn Person(al)entscheidungen nach sachlichen Kriterien getroffen werden, bei denen das Geschlecht keine Rolle mehr spielt.

Auf dem Weg zu diesem Ziel finde ich *Frauenfreundschaft* und Frauensolidarität – freilich auch Konkurrenzkampf und -streit oder -neid (nicht mehr als unter Männern, nur wird dies bei Frauen öffentlicher und hämischer beachtet).

Ich erlebe vielfältige *Frauenemanzipation*. Für gesellschaftlich zielführend halte ich sie dort, wo sie sich nicht gegen Männer richtet, wo sie nicht ohne Männer geschieht – es ist Sache der Männer, ihren Anteil wahrzunehmen! –, sondern mit ihnen gemeinsam, mit Spitzenpolitikern und Wirtschaftsbossen genauso wie mit Bischöfen.

Denn, sich von etwas zu emanzipieren, kann nur der erste Schritt sein. Meine Utopie ist, daß Männer und Frauen sich gemeinsam emanzipieren für

- größere Sensibilität gegenüber der Mitwelt;
- mehr Geschwisterlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit
- und Verantwortung für unser aller Zukunft.

Ich wünsche mir für mich und uns alle mehr Optimismus und Gelassenheit – und weil dies nur daraus entspringen kann: aus tieferem Gottvertrauen die Überzeugung, es nicht allein schaffen zu müssen.

Angelika Piek

Ich bin jetzt in einem Alter, bald fünfzigjährig, in dem viele Frauen den beruflichen Wiedereinstieg versuchen, war selbst aber während vier Jahren nicht berufstätig, dies eher bedingt durch unseren Umzug in die Schweiz – zudem in das zweisprachige Fribourg – als durch die häusliche Situation.

Als unsere Tochter zur Schule kam, wurde mein Wunsch, wieder zu unterrichten, immer stärker. Vorsichtig und eigentlich mehr zur Information erkundigte ich mich damals nach den Einstiegsmöglichkeiten. Es herrschte akuter Lehrermangel, und so wurde ich von der Behörde mehr als ermutigt, doch eine Klasse zu übernehmen. Unsere Kinder waren zu der Zeit fünf und sieben Jahre alt. Nun war ich also wieder mit voller Stundenzahl im Schuldienst. Da sich der Stundenplan von mir und meinen Kindern zeitlich weitgehend deckte, legten wir den Schulweg (15 km) immer gemeinsam zurück.

In diesen Jahren war mein Alltag völlig durchorganisiert; es gab dabei kaum noch Raum für Zusätzliches oder Unvorhergesehenes. Anfangs konnte mein Mann noch viel im Hause mithelfen. Er beschäftigte sich gerne mit den Kindern und half mir sogar oft bei Korrekturarbeiten. Mit der Zeit wurde aber seine berufliche Beanspruchung immer stärker; damit nahmen auch seine Möglichkeit und Bereitschaft zur Mithilfe ab. Sein Wunsch, ich möge beruflich abbauen, um vermehrt zu Hause anwesend zu sein und den ruhenden Pol zu bilden, wurde immer stärker. Der Lehrermangel war in der Zwischenzeit behoben, und ein Gesuch an die Schulbehörde um Stellenteilung schien deshalb nicht aussichtslos. Doch die Behörde war zu keinem Zugeständnis bereit, „ganz oder gar nicht“ war nun